

7 Der freie Wille und die Schuldfähigkeit aus der Perspektive des forensisch-psychiatrischen Gutachters

Norbert Nedopil

7.1 Historische und weltanschauliche Vorbemerkungen

Die Frage nach der Willensfreiheit ist aus meiner Sicht zunächst einmal eine philosophische. Sie taucht aber gerade in der forensischen Psychiatrie immer wieder auf, wenngleich nicht immer unter der gleichen Überschrift. In den Lehrbüchern des 19. Jahrhunderts spielte der Determinismus-Indeterminismus-Streit nicht nur für die Forensische Psychiatrie, sondern für die Psychiatrie allgemein eine gewisse Rolle. So vertraten die sog. Psychiker, wie Heinroth, zu Beginn des 19. Jahrhunderts eher indeterministische Standpunkte, während die sog. Somatiker, wie Friedreich, eher deterministische Sichtweisen einnahmen. Heinroth schrieb 1825: „Der Mensch hat es sich jederzeit selbst zuzuschreiben, wenn er melancholisch, verrückt, wahnsinnig usw. wird: denn er hat das köstlichste Gut seines Lebens, die Freiheit, im Widersprüche gegen das Gesetz derselben, dessen er sich gar wohl bewusst ist, nicht bewahrt.“ (Heinroth, 1825). Demgegenüber drückte Friedreich seine deterministische Anschauung folgendermaßen aus:

„So wollen wir denn hoffen, daß die neue Zeit eine alte, sich oft nur in geistlosen Formen bewegende Juristerei zu Grabe getragen und dafür das Dogma geschaffen hat, daß Gesetzgebung und Rechtspflege ohne Anthropologie und Psychologie nur zu elender Barbarei führen. ... Möchten Inquirenten und erkennende Richter sich immer be-

mühen den ganzen Menschen, welcher als Angeklagter vor ihnen steht, möglichst kennen lernen: es ist eine schöne und reichlich lohnende Aufgabe, nachzuweisen, daß der Verbrecher nur ein Unglücklicher sei“ (Friedreich, 1842).

Der Disput wurde nicht wirklich geklärt. Der Einfluss der Medizin und der Psychologie auf die Rechtsfindung blieb weiterhin gering, wenngleich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Auseinandersetzungen zwischen Juristen und Psychiatern heftiger wurden. Karikierend schrieb der Psychiater und spätere Psychiatriepatient Oscar Panizza in seinem Buch „Psychopatia criminalis“ (Panizza, 1898):

„Das Prinzip der Humanität, welches bei unseren heutigen, auf allen Gebieten aufgeregten Zeiten, besonders auch im Gerichtssaal immer wieder auf die Spitze gestellt wird, muss einer Krankheitsform die höchste Beachtung zuwenden, die, wenn richtig erkannt und angewandt, eine grosse Zahl von dem Gefängnis und Zuchthaus verfallener Individuen in die milderer Räume und freundlichen Badewannen der Irrenhäuser hinüberführt ... Ein mässig grosses Irrenhaus zwischen Nekar und Rhein, etwa von der Grösse der Pfalz und auf eben diesem Boden ... errichtet, hätte ... unserem Vaterlande viel Leids erspart“

Weniger ironisch nahm der Jurist Birkmeier 1910 zu dieser Frage Stellung: „so aber haben Juristentag und IKV durch ihre Beschlüsse alles auf diesem Gebiet in die Hände der Mediziner gelegt“, deren „Dichten und Trachten“ dahin gehen werde, den Kreis der vermindert Zurechnungsfähigen zu erweitern, um sie letztlich ihrer Grundeinstellung gemäß jeder Bestrafung zu entziehen, womit die letzte Stunde des Strafrechts geschlagen hätte. Die Psychiater, die Feinde des Strafrechts, würden also durch besondere Bestimmungen über verminderte Zurechnungsfähigkeit eine Bresche finden, „durch welche sie in die belagerte Festung eindringen und sie zerstören können“ (zitiert aus Haffke, 1991).

Stellt man solchen Aussagen aus den vergangenen Jahrhunderten der Tenor des Buches „Tatort Gehirn“ von Markowitsch u Siefer (2007), also von heutigen Befürwortern der Abschaffung des Schuldstrafrechts gegenüber, so ist der Unterschied nicht allzu groß. Auf dem Klappentext dieses Buches steht: „In Labors und Gerichtssälen bahnt sich eine Revolution an. Mit modernster Technik sind Neurowissenschaftler dem Ursprung der Kriminalität auf der Spur. Sie fragen: Gibt es den „Fingerabdruck“ eines Verbrechens im Gehirn? Von der Antwort auf diese Frage hängt viel ab – neue Möglichkeiten in der Verbrechensprävention oder der Terroristenfahndung etwa, nicht zuletzt aber auch unser Verständnis von Schuldfähigkeit und Strafe. Mit vielen spannenden Fallbeispielen führt dieses Buch an die Front der neurowissenschaftlichen Verbrechensforschung und zeigt die faszinierende dunkle Seite des Gehirns.“

Die historische Frage nach Determinismus oder Indeterminismus tauchte in der forensischen Psychiatrie immer wieder auf, sobald neue Erkenntnisse der

Humanwissenschaft das bisherige Wissen erweiterten und es für manche Laien auch erschütterten. Dies war in Zusammenhang mit den psychoanalytischen Einflüssen so, die im forensisch-psychiatrischen Kontext dann zu dem kritischen Satz führten: „*Tout comprendre, c'est tout pardonner*“ (Nedopil, 1989), aber auch mit den Erkenntnissen des Behaviorismus von Skinner, der den Menschen als dressiertes Tier erscheinen ließ. Forensische Psychiater in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich darauf geeinigt, dass die Frage nach Determinismus oder Indeterminismus (strafrechtlich relevanten) menschlichen Handelns nicht gelöst werden kann. Sie bleibt somit eine Aporie, d. h. ein unlösbares Problem, weil jede Lösung Widersprüche enthält und es lediglich mehrere zwar plausible, aber nicht widerspruchsfreie Lösungsvorschläge gibt.

Dies lässt sich zumindest in einem ersten Ansatz damit begründen, dass die Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in wertende Feststellungen nicht wirklich möglich ist. Während sich die Naturwissenschaft mit dem Sein befasst, legt die Rechtswissenschaft das Sollen fest. David Hume hat schon auf die Dichotomie dieser Begriffe hingewiesen und festgestellt, dass es unmöglich sei, vom Sein auf das Sollen zu schließen. George Edward Moore bezeichnete ein solches Vorgehen mit gewissen Modifikationen als naturalistischen Fehlschluss (Merker, 1999; Pieper, 1994).

Weder die klinische Psychiatrie noch die phänomenologisch anthropologische Willenspsychologie, welche sich bemühte, diejenigen Phänomene herauszustellen, die den Menschen vom Tier abheben, waren in der Lage, Freiheit zu beweisen oder zu widerlegen oder den Begriff der Freiheit auf eine empirische Ebene zu transponieren.

Aus dieser Position entstand ein neuer Streit um psychiatrisch-psychologische Erkenntnismöglichkeiten in Zusammenhang mit dem Freiheitsbegriff. In diesem Gnostizismus-Agnostizismusstreit behaupten die Agnostiker, u. a. Kurt Schneider und seine Schüler, dass es mit empirisch wissenschaftlichen Methoden nicht möglich sei, die Freiheitsgrade, über die ein Mensch bei einer bestimmten Handlung verfügt, zu bestimmen. Demgegenüber vertraten die Gnostiker, u. a. von Bayer, Mende und Venzlaff, unter Bezug auf eine anthropologisch fundierte Willenspsychologie den Standpunkt, dass es möglich sei, menschliche Handlungsabläufe und ihre Freiheitsgrade im Rückblick zu analysieren (Nedopil, 1998). Es ging nicht darum, ob es Willensfreiheit gibt – man hat sie juristischen Gepflogenheiten folgend unterstellt –, sondern ob man ihre Einschränkungen mit empirischen Methoden erfassen oder er„messen“ kann.

Die Juristen haben sich damals für dieses Problem nur begrenzt interessiert. Das Desinteresse ist bei distanzierter Betrachtung nachvollziehbar. Das Recht und die Rechtsprechung dienen der Lösung sozialer Konflikte. Diese Lösung kann auf unterschiedliche Grundlagen gestellt werden, z. B. auf den Grundsatz Auge um Auge, Zahn um Zahn, der nichts mit subjektiven Entscheidun-

gen, Freiheit oder Willensfreiheit zu tun hat. Das Recht wurde – auch – notwendig, um der Willkür der Mächtigen Grenzen zu setzen. Es enthält deshalb Strafbegrenzungsformeln: Auge um Auge, Zahn um Zahn ist zumindest nach Auffassung einiger bedeutsamer Autoren eine Strafbegrenzungsformel, damit der König für die Verletzung seines Sohnes nicht härter strafen kann als für die Verletzung eines seiner Untertanen. „*Sine culpa nulla poena*“ ist eine andere Strafbegrenzungsformel (s. a. Roxin, 1994) zur Anwendung einer schuldangemessenen Strafe: Mit Willensfreiheit hat das zunächst nicht zu tun. Diese blieb auch lange aus der Gesetzgebung und insbesondere bei der Auswirkung krankhafter Störungen auf die Strafzumessung fern:

Aristoteles (Nikomachische Ethik) entwarf, ohne auf eine Willenseinschränkung zurückzugreifen, die Idee, dass psychisch Kranke nicht bestraft werden sollten, wenn ihre Krankheit die Grundlage ihres Rechtsverstoßes war, wenn der Täter aufgrund eines Wahnes oder aufgrund von Desorientiertheit handelte.

Im römischen Recht gingen „*furiosi*“ (die Rasenden), „*mente capti*“ (die Verblödeten) und „*dementes*“ (die Toren) straffrei aus. Bei ihnen war man der Meinung, dass sie durch ihr Schicksal bzw. durch die Götter genug gestraft seien („*furiosum fati infelicitas excusat, satis furore ipso punitur*“) (Lenckner, 1972).

Nach dem Rechtsphilosophen Samuel Pufendorf (1632–1694) führt die Differenz zwischen den physischen Gegebenheiten und der Norm zu einer „*actio moralis*“, zur Zurechnung von Schuld und Verdienst. Für die Zurechnung (*imputatio*) ausschlaggebend ist sowohl ein „*praelucens intellectus*“ (vorleuchtende Einsicht) wie ein „*decernens voluntas*“ (unterscheidender Wille). Hier erscheint meines Wissens zum ersten Mal die Auffassung, dass die Willensfreiheit die Grundlage für die strafrechtliche Verantwortung des Menschen ist. Aber auch diese Auffassung blieb zunächst nicht lange bestehen.

Nach utilitaristischem Denken machte es deshalb keinen Sinn, psychisch Kranke zu bestrafen, weil sie den Sinn der Strafe nicht erfassen und sich darum auch nicht ändern. Johann Christoph Hoffbauer, Professor der Philosophie in Halle, schrieb 1808, dass nicht bestraft werden könne, wer unvernünftig ist, seinen Verstand anzuwenden und auch jener nicht, bei dem die Strafe nicht vor der Handlung abschrecken kann (Hoffbauer, 1808):

„Durch die Strafgesetze soll jeder wissen, dass aus einer gesetzeswidrigen Handlung das oder das Übel für ihn als eine Strafe entstehen werde, und dadurch von jener Handlung abgeschreckt werden. Der Mensch, der einer solchen Abschreckung fähig, ist dem Criminalisten frei, wenn er diesen Ausdruck gebraucht. Derjenige hingegen, auf den eine solche Abschreckung nicht wirken kann, entweder weil er nicht vernünftig ist, die Strafe als eine Folge seiner Handlung zu erkennen, wie der Blödsinnige; oder weil ihn ein unbezwinglicher Trieb zu einer Handlung hinreißt, wie den von der Hundswut ergriffenen, hat im Sinne des Criminalisten seine Freiheit nicht.“

Es geht dabei um das Erkennen des Sinnes einer Strafe und nicht um den freien Willen als Kausalfaktor einer Handlung.

Tatsächlich hat sich im deutschen Strafrecht aber das Prinzip der individuellen Schuld als Strafbegründung und Strafbegrenzung durchgesetzt. Sollte es irgendwann als Strafzumessungsgrundlage entfallen, wird es eine andere Strafbegrenzungsformel geben müssen, um der Willkür der Mächtigen Grenzen zu setzen. Es erhebt sich somit die Frage, ob eine andere Regelung den sich jeweils ändernden biologischen Konzepten und den juristischen Bedürfnissen eher gerecht wird als jene, die auf dem Schuldprinzip beruht.

Die Frage nach der Willensfreiheit bleibt aus meiner Sicht auch deswegen eine Aporie, weil es sich bei dem Begriff um eine weitgehend vorwissenschaftliche Terminologie handelt, die sich schon lange vor dem Erkenntnisgewinn der Neurobiologie den verschiedenen Herausforderungen und Zweifeln hat stellen müssen, z. B. der religiösen Überzeugung einer göttlichen Vorbestimmung, der astrologischen Überzeugung eines Ausgeliefertseins an die Konstellation der Sterne oder der psychoanalytischen Auffassung über die Macht des Unbewussten, um nur einige zu nennen. Diese Auseinandersetzungen haben auch die Definition des freien Willens in unterschiedlicher Form geprägt.

Die Terminologie verschiedener Fächer hat die für das jeweilige Fach relevanten Aspekte des Willens jeweils unterschiedlich benannt und gewichtet. Im juristischen Bereich steht die Absicht (intention) im Vordergrund, im psychologischen eher die Handlungstendenz und die intentionale Kontrolle. Können wir uns interdisziplinär über den Begriff überhaupt einigen, wenn wir über den Willen sprechen und dann noch über den freien Willen?

7.2 Ein naturwissenschaftliches Argument

Die Biologie hat ihre Regeln, die nahezu naturwissenschaftlich streng sind. Dennoch ist die Biologie einer Vielzahl von unwägbaren Zufällen unterworfen, unvorhersehbaren Rekombinationen von DNA, unvorhersehbaren Verbindungen von Zellen. Ohne diese Zufälle wäre Entwicklung und Evolution gar nicht möglich und das Potential der Natur wäre längst ausgeschöpft. Der Grundsatz der Biologie vom Zufall innerhalb vorgegebener Grenzen lässt eine Vielzahl von Möglichkeiten nicht nur denkbar erscheinen, sondern auch rückblickend nachzeichnen. Im physikalischen Sinn ist dieser Zufall dann auch Freiheit. Er ist nicht determiniert.

Betrachtet man das Ganze physikalisch, so ist der Ausschlag eines Pendels determiniert (s. Abb. 1). Er ist sogar das Symbol für berechenbare Determiniertheit – allerdings nur, wenn es ein Gelenk hat. Hat das Pendel mehrere Glieder und nur drei Gelenke, ist weder der Ausschlag noch die Dauer des Pendelschlags berechenbar (s. Abb. 2). Ein solch mehrgliedriges Pendel wird dann als Chaospendel bezeichnet. Sein Ausschlag ist innerhalb der Grenzen der Stangenlänge dem Zufall überlassen und somit frei.



Abb. 1 Einfaches Pendel als Metronom



Abb. 2 Chaospendel

7.3 Krankheits- und Verhaltensmodell der Psychiatrie

In den letzten 30 Jahren hat die biologische Psychiatrie enorm an Gewicht gewonnen und ist heute wohl die vorherrschende psychiatrische Denk- und Forschungsrichtung. Sie geht davon aus, dass den krankhaften Emotionen, Kognitionen und Verhaltensweisen pathologische Veränderungen der Gehirnfunktionen zugrunde liegen, und unterstellt stillschweigend, dass Emotionen, Kognitionen und Verhaltensweisen eine biologische Grundlage haben. Die Erkenntnismöglichkeiten der Psychiatrie haben durch neue Untersuchungsmethoden, insbesondere durch eine hoch auflösende Bildgebung des Gehirns, mit der nicht nur anatomische Strukturen sondern auch Funktionen des Gehirns einer Analyse unterzogen werden können, riesige Fortschritte erzielt, Fortschritte, die man sich vor 30 Jahren noch nicht einmal vorstellen konnte. Allerdings glaubte man vor 30 Jahren, dass es noch etwa 10 Jahre dauern würde, bis die Ursachen der wichtigsten psychischen Krankheiten gefunden sein würden (Huber, 1974). Heute muss eingeräumt werden, dass es selbst bei so weit verbreiteten Krankheiten wie der Schizophrenie noch nicht gelun-

gen ist, ein nachprüfbares ätiologisches Konzept zu erstellen (Tost et al., 2005). Wenn es schon nicht gelingt eine neurobiologische Grundlage für ein Krankheitskonzept zu belegen, wie viel weniger wahrscheinlich ist es dann, eine neurobiologische Grundlage für ein philosophisches oder juristisches Konstrukt zu entwickeln (Urbaniok, Hardegger, Rossegger, u. Endras, 2006), sofern dies überhaupt denklogisch möglich ist, weil dazu die schon erwähnte Dichotomie im Sinne von Hume oder der naturalistische Fehlschluss im Sinne von Moore überwunden werden müsste.

Das heutige psychiatrische Krankheits- und auch Verhaltensmodell ist ein biopsychosoziales. Damit ist weitaus mehr gemeint als dass biologische, psychologische und soziale Faktoren zusammenspielen, um Verhaltensdispositionen zu prägen. Vielmehr lassen sich spezifische Interaktionen, Vulnerabilitäten und Entwicklungslinien aufgrund dieses Modells allgemein und nachvollziehbar beschreiben und zumindest retrospektiv auch analysieren. Ich will dies am Beispiel einer dissozialen Entwicklung versuchen:

Nach dem genetischen Modell von Rushton (1988) haben unsere Erbanlagen die ganze Evolution bis zum homo sapiens überlebt und sich als überlebensfähig erwiesen. Sie bilden die Basis der individuellen DNA-Struktur des einzelnen Menschen und sind die biologische Grundlage seiner Disposition. Diese genetischen Anlagen treten in Wechselwirkung mit den Umgebungsfaktoren und formen von Anbeginn an die individuellen Erfahrungen, die im Gedächtnis verankert werden. Genetische Disposition in Interaktion mit der Sozialentwicklung bedingen eine dauerhafte Persönlichkeitsakzentuierung, die sich durch spezifische Wahrnehmungsfokussierung, emotionale Reaktionsweisen und Verhaltensbereitschaften auszeichnet und durch individuelle Gedächtnisinhalte geprägt ist. In jeder neuen Situation beeinflussen Persönlichkeit und Gedächtnisinhalte die Informationsverarbeitung und die emotionalen Reaktionen, ohne dass der Mensch sich dessen bewusst wird. Das hieraus resultierende Verhalten ist somit wesentlich von Faktoren bestimmt, deren sich der Betreffende in der jeweiligen Situation nicht bewusst ist. Ergänzt man dieses Modell um die neueren Erkenntnisse der Entwicklungsbiologie, so sind die Besonderheiten der Gehirnentwicklung (Caspi et al., 2002) ebenso wie die perinatalen Belastungsfaktoren (Wessels u. Winterer, 2008) und die spezifische Bindungsform (Ainsworth, 1964; Chotai et al., 2005; Young et al., 2009) als weitere Einflussfaktoren zu berücksichtigen, welche die individuelle Verhaltensdisposition formen, ohne dass der Mensch Einfluss auf diese Faktoren hätte.

Dieses Modell greift aber immer noch zu kurz, um die Beziehung zwischen Genetik und Umwelt ausreichend zu erfassen. Genetische Studien haben seit Langem belegt, dass genetische Disposition und Umwelt nicht zufällig aufeinandertreffen, sondern sich Gene „die Umwelt suchen“, in der sie sich am ehesten entfalten können (Gottesman u. Gould, 2003; Holmes u. Thapar, 2004). Geht man – um am Beispiel der dissozialen Persönlichkeit zu bleiben –

von einer Frau aus, die aufgrund ihrer genetischen Disposition zu „novelty seeking“ neigt, ein geringes Durchhaltevermögen hat, impulsiv ist, durch Schaden und Schmerzen wenig berührt ist und zu Substanzmissbrauch neigt; dies entspricht dem Typ 2 Alkoholiker nach Cloninger (Cloninger, 1998, 2004; Sigvaardsson, u. Bohman, 1988). Eine solche Frau wird mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit ihren Partner in der sozialen Randständigkeit finden als anderswo, sie wird mit größerer Wahrscheinlichkeit einen Mann finden, der ähnliche Gene hat, wie sie selber. In der Genetik wird dies als „assortative mating“ bezeichnet (Fisher et al., 2006; Holmes u. Thapar, 2004). Ein Kind dieses Paares vereint die Gene beider Elternteile, und somit auch ihre Gene, welche die Grundlage für „novelty seeking“ und Impulsivität bilden.

Das Risiko dieser Kinder durch den Substanz- und Nikotinmissbrauch der Mutter oder durch deren Fehlernährung während der Schwangerschaft Schaden zu erleiden, ist erhöht. Kinder aus solchen Beziehungen haben eine erhöhte Rate fetaler Schädigungen (Arseneault et al., 2000; Wessels u. Winterer, 2008). Sie sind aber nicht nur bis zu ihrer Geburt vermehrten Belastungen ausgesetzt, ihnen fehlt auch häufig die intakte Familie als protektiver Faktor; sie haben von Anfang an aggressive und dissoziale Vorbilder und erleben bereits als Säuglinge Ablehnung, Launenhaftigkeit und Gleichgültigkeit ihrer Eltern (Raine et al., 1997). Diese *passive Interaktion* führt zu auffälligem Verhalten dieser Kleinkinder, z. B. zu Verweigerung oder Aggression. Solches Verhalten wiederum ruft Ablehnung und Zurückweisung von Seiten der erwachsenen Bezugspersonen hervor. Die Entwicklungspsychologie nennt dies „*evokative Interaktion*“; sie verhindert, dass die Kinder emotionale Beziehungen aufbauen und Loyalität entwickeln können. Dadurch verstärkt sich das störende und abweisende Fehlverhalten. Schließlich kommt es zu einer *aktiven Interaktion*: Die Kinder suchen Erfahrungen, welche ihrer genetisch bedingten Disposition (z. B. „novelty seeking“) entsprechen und nicht durch andere Dispositionen (z. B. „harm avoidance“) gehemmt werden. Sie sind abenteuerlustig, machen waghalsige Mutproben, suchen nach einem Kick, versuchen Langeweile durch Fehlverhalten zu vermeiden. Durch diese Interaktionen erwerben sie ein eingeschliffenes dissoziales Verhaltensmuster, welches den genetischen bedingten Bedürfnissen entspricht und durch die Struktur der genetisch festgelegten Temperamentzüge begünstigt wird (Svrakic u. Cloninger, 2004).

Aus Sicht der biologischen Psychiatrie sind die Spuren dieser Entwicklung organisch verankert. Die biologisch psychiatrische Forschung versucht die mehr oder weniger subtilen Besonderheiten der Gehirnaktivitäten bei den jeweiligen Störungen zu erkunden. In der Psychiatrie geht es dabei um die Entstehungsbedingungen einer Störung, in der Psychologie um das Verständnis von Verhaltensdispositionen, nicht aber um die Bestimmbarkeit eines konkreten Verhaltens in einer konkreten Situation.

7.4 Forensisch psychiatrische Aufgaben

Für mich erstaunlich war immer, dass sich die Debatte um die Willensfreiheit am Strafrecht entzündete, denn eigentlich kommt dieser Begriff in den relevanten Gesetzen des Strafgesetzbuches nicht vor. Der § 20 des deutschen StGB besagt:

„Ohne Schuld handelt, wer bei Begehung einer Tat wegen einer krankhaften seelischen Störung, wegen einer tiefgreifenden Bewusstseinsstörung oder wegen Schwachsinns oder einer schweren anderen seelischen Abartigkeit unfähig ist, das Unrecht einer Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln.“

Er folgt damit einem bewährten Prinzip, welches den meisten Gesetzen, mit denen sich die forensische Psychiatrie auseinandersetzen muss, zu Grunde liegt, nämlich dass dem erwachsenen Menschen Normkonformität und die hierfür erforderlichen Fähigkeiten normativ unterstellt werden und nicht definiert zu werden brauchen. Definiert hingegen werden die Normabweichungen (bzw. die Unfähigkeiten) und ihre Voraussetzungen. Falls eine Unfähigkeit nicht besteht, wird die Fähigkeit angenommen. In den juristischen Lehrbüchern und in der Rechtsprechung wird zumindest von Wahlmöglichkeiten zwischen Entscheidungen oder einer Entscheidungsalternative gesprochen. *„Der Täter hat sich für das Verbrechen entschieden, obwohl er sich hätte anders entscheiden können.“* (Schreiber, 1986) (Schreiber u. Rosenau, 2009). Diese Feststellung ist aber eine juristische und keine psychiatrisch-psychologische. Zunehmend deutlicher sagt der deutsche Bundesgerichtshof, dass die Beurteilung der Steuerungsfähigkeit nicht psychologisch oder neurobiologisch und auch nicht philosophisch zu erfolgen hat. Im Fall Karolina schrieb der erste Senat des BGH im Jahr 2004 in seinen Beschluss:

„Insoweit hat die Kammer jedoch verkannt, dass die Frage, ob die Steuerungsfähigkeit erheblich beeinträchtigt ist, eine Rechtsfrage ist ... Die Rechtsordnung darf erwarten, dass Menschen mit den hier festgestellten Störungen ihr Verhalten so steuern, dass es nicht zu tagelangen, grausamen, letztlich tödlichen Misshandlungen eines kleinen Kindes kommt, wie hier bislang festgestellt.“ (Boetticher, 2009)

Hier wird die Beeinträchtigung der voluntativen Fähigkeiten des Menschen in Relation zum Ausmaß des Schadens und zur Verwerflichkeit einer Handlung gestellt – und letztere sind wiederum reine Wertungen, die nicht auf eine empirische und schon gar nicht auf eine humanwissenschaftliche Grundlage gestellt werden können.

Forensische Psychiatrie versucht den Brückenschlag zwischen den Disziplinen; ihre Aufgabe ist unter anderem jene des Übersetzers. Sie muss dem Richter und den Prozessbeteiligten verständlich machen, was die Fachsprache der Psychopathologie und die dahinter liegenden Konzepte bedeuten, so dass die

Adressaten sie verstehen, überprüfen und als Grundlage eigener Handlungsschritte verwenden können. Sie nimmt jedoch keine rechtlichen Wertungen vor und trifft keine rechtlichen Entscheidungen. Dies beruht auf einer langen Tradition, die bereits 1901 Gustav Aschaffenburg folgendermaßen formulierte: *„Die Aufgabe, die der psychiatrische Sachverständige innerhalb des Strafrechts im weitesten Sinne zu erfüllen hat, ist eine Zweifache: die häufigere ist die eines Werkzeuges der Strafrechtspflege.“* Er fügte allerdings hinzu: *„... die wichtigere ist die wissenschaftliche Klärlegung der Ausnahmestellung, die dem psychisch Abnormen gewahrt werden muß ... Mit anderen Worten, wir haben einerseits die bestehenden Gesetze zu erörtern, andererseits die zukünftigen vorzubereiten.“* In dieser Tradition ist es außerhalb des Gerichtssaals demnach durchaus angebracht zu fragen, ob neue empirische Erkenntnisse bisherige Traditionen der Gesetze und der Rechtsprechung als fragwürdig erscheinen lassen.

Der forensische Psychiater muss – ebenso wie das Gericht – im Einzelfall entscheiden. Das heißt nicht, dass er empirische Kenntnisse vernachlässigen dürfte. Im Gegenteil: Empirische Erkenntnisse dürfen nicht außer Acht gelassen werden, die Entwicklung der vergangenen 20 Jahre haben gezeigt, dass die systematische Anwendung empirischer Erkenntnisse zu einer wesentlichen Verbesserung der Arbeit der forensischen Psychiatrie geführt hat, insbes. im Bereich der Behandlung, der Prognose und des Risikomanagements – weniger im Bereich der Schuldfähigkeitsbeurteilung. Der Sachverständige muss aber immer prüfen, ob die Erfahrungssätze, die aus den empirischen Erkenntnissen abzuleiten sind, auf den Einzelfall zutreffen.

Gerade hier aber lautet die zentrale Frage der gegenwärtigen Debatte über die Auswirkungen neurobiologischer Erkenntnisse auf forensisch-psychiatrische Schlussfolgerungen, gerichtliche Entscheidungen und Prinzipien des Strafrechts: Wie müssen biologisch empirische Erkenntnisse beschaffen sein, um sie in einem Gerichtsverfahren anwenden zu können oder gar mit ihnen einen Paradigmenwechsel bei den Beurteilungsprinzipien der forensisch-psychiatrischen Fragestellung zu begründen?

Müller hat angefangen, die hierfür erforderlichen Fragen zu stellen (Müller 2009). Etwas modifiziert und ergänzt lauten sie:

- Korrelieren die Befunde mit spezifischen Verhaltensdaten?
- Sind die Befunde replizierbar?
- Sind die Befunde für das Individuum aussagekräftig?
- Sind die Befunde im Längsschnitt stabil?
- Sind die Befunde durch Interventionen veränderbar?
- Korrelieren die veränderten Befunde
 - mit veränderten Verhaltensdaten?
 - mit klinischen Veränderungen?

7.5 Empirische psychologisch-psychiatrische Konzepte zur Handlungssteuerung

Was sagt uns die empirische Forschung über die Entscheidungsmöglichkeiten eines Menschen und über seine Fähigkeiten diese Entscheidungsmöglichkeiten wahrzunehmen?

Nach dem *Dreiphasenmodell der Handlung* von Roth (2007) tauchen Wünsche und Pläne aus den subkortikalen Strukturen, insbesondere den Amygdala, dem Hippokampus und dem mesolimbischen System auf und werden in den präfrontalen und orbitofrontalen Kortex projiziert. Hier werden sie bewusst und es kommt zu rationalem und emotionalem Abwägen dieser Wünsche und Pläne. Neurofunktional wird dies durch Kreisprozesse zwischen Großhirnrinde und subkortikalen Strukturen bewirkt, wobei das limbische System, die Basalganglien und der Hippokampus auf der subkortikalen Ebene involviert sind. Wenn die Aktivierung obsiegt, folgt daraus die Ausführung der Handlung, die vom prämotorischen, supplementär motorischen und primär motorischen Kortex gesteuert wird. Anschließend folgt die Bewertung der Handlung, bei der wiederum kortikale und subkortikale Strukturen, z. B. das dopaminerge Belohnungssystem, beteiligt sind. Roth stellt damit das deutliche Übergewicht subkortikaler und damit unbewusster Mechanismen, die zu einer Handlung führen, heraus.

Folgt man allerdings dem Modell der intentionalen Handlungskontrolle (Goschke, 2005), so sind menschliche Handlungen weitaus komplexer, als es dem Modell von Roth entspricht. Wenn man eine Fremdsprache erlernen oder ein Musikinstrument beherrschen will, wenn man in einer Sportart Überdurchschnittliches leisten will, bedarf es einer viel umfassenderen Handlungsplanung und Handlungskontrolle. Bei der Analyse eines solchen Handlungsentwurfs und dessen Umsetzung muss man sich fragen:

- Welche Schritte muss der Handelnde durchlaufen?
- Welche bewussten Entscheidungen muss er immer wieder treffen?
- Welche gegenläufigen Wünsche muss er immer wieder hintanstellen?

Der Handelnde braucht also die Fähigkeit zur Antizipation, die Fähigkeit zur Sprache und zur Selbstinstruktion, und er bedarf der Selbstkontrolle zur Unterdrückung habitueeller Verhaltensweisen und emotionaler Impulse, die ihn von seinem Handlungsziel abbringen würden. Das Gleiche gilt auch bei der Planung eines Verbrechens, z. B. eines Bankraubs.

Jeder langfristigen Intention stehen immer wieder konkurrierende Handlungstendenzen entgegen, vor denen sich derjenige, der sein Ziel verfolgt, schützen muss. Dieser Schutz vor gegenläufigen Impulsen und Wünschen erfordert eine bewusste Kontrolle der Umwelt, eine Fokussierung der Aufmerksamkeit, eine Kontrolle der Emotionen und Impulse und eine Kontrolle von Motivationen. Janzarik (2000) zeigt deutlich auf, wie notwendig es ist, gegen-

läufiger Tendenzen und Strebungen bewusst zu „desaktualisieren“ um einen Handlungsplan zu realisieren. Klinisch ist die Notwendigkeit solcher Kontrollen und Desaktualisierungen erkennbar, wenn man dysexekutive Syndrome untersucht, bei denen diese Kontrollfunktionen erheblich beeinträchtigt sind und nicht mehr bewusst eingesetzt werden können (Goldenberg, 2007).

Persönliche Schlussbetrachtung

Bei einer solchen Betrachtung wird auch deutlich, dass von einem Wunsch oder einer Absicht bis zu der Durchführung einer Handlung wesentlich mehr Schritte erforderlich sind, als sie durch heutige neurowissenschaftliche Methoden verlässlich erfasst werden können. Diese Vielzahl der Schritte und Regulationsmechanismen sind durch eine unermessliche und unvorstellbare Zahl neuronaler Verbindungen und Aktivitäten reguliert. Es geht nicht nur um 14 Milliarden Nervenzellen, von denen wiederum jede durch etwa 100 Synapsen mit anderen Nervenzellen verbunden sind, was möglicherweise noch einer Berechnung zugänglich gemacht werden könnte, es geht bei jeder Synapse auch noch um eine Vielzahl von Rezeptoren, die variable Empfindlichkeiten haben, wodurch sich eine auch nur ungefähre Berechnung der Möglichkeiten, die ein Impuls nehmen kann, kaum je bewerkstelligen lassen dürfte. Wenn es aber schon bei einem dreigliedrigen Chaospendel nicht gelingt, die Pendelausschläge zu berechnen, wie viel weniger kann dies in einem so komplexen Gebilde wie dem Gehirn gelingen.

Vor diesem Hintergrund ist mein persönlicher Standpunkt, dass es trotz aller anerkennenswerter und wichtiger Fortschritte der Neurowissenschaften in Anbetracht der Komplexität des Zentralnervensystems, des Unwissens über diese komplexen Zusammenhänge und der Unsicherheit über denkbare Entscheidungsmöglichkeiten keinen Beweis für oder gegen den freien Willen gibt; es gibt aber genügend Platz für die Willensfreiheit. Einer der führenden Wissenschaftler der Computerprogrammierung, der Mathematiker Joseph Weizenbaum 2006 hat es – nahezu wie ein Vermächtnis – immer wiederholt, dass der Mensch, um Mensch zu sein, von anderen Menschen als Mensch behandelt werden muss (Weizenbaum u. Wendt, 2006). In Analogie dazu meine ich, dass Freiheit des Willens auch dadurch gewährt wird, dass sie dem Menschen von anderen Menschen zugebilligt wird.

Literatur

- Ainsworth MDS (1964) Pattern of attachment behavior shown by the infant in interaction with his mother. *Merrill-Palmer Quarterly* 10, 51–58
- Arseneault L, Tremblay RE, Boulerice B, Seguin JR, Saucier J F (2000) Minor physical anomalies and family adversity as risk factors for violent delinquency in adolescence. *Am J Psychiatry* 157(6), 917–923
- Boetticher A (2009) Der Mordfall Karolina – Die juristische Aufarbeitung. In Petermann A, Greuel L (Hrsg.),

- „Macht – Familie – Gewalt (?)“ Intervention und Prävention bei (sexueller) Gewalt im sozialen Nahraum. Pabst-Verlag, Lengerich. 17–47
- Caspi A, McClay J, Moffitt TE, Mill J, Martin J, Craig IW, et al. (2002) Role of genotype in the cycle of violence in maltreated children. *Science* 297 (5582), 851–854
- Chotai J, Jonasson M, Hägloff B, Adolfsson R (2005) Adolescent attachment styles and their relation to the temperament and character traits of personality in a general population. *European Psychiatry* 20, 251–259
- Cloninger CR (2004) Personality Disorders. In Sadock B, Sadock V (Eds.) *Kaplan and Sadock's comprehensive textbook of psychiatry*. Williams Wilkins, Lippincott, 2064–2080
- Cloninger CR (1998) The genetics and psychobiology of the seven-factor model of personality. In Silk KR (Ed.) *Biology of Personality Disorders*. American Psychiatric Press. Washington, London, 63–92
- Cloninger CR, Sigvaardsson S, Bohman M (1988) Childhood personality predicts alcohol abuse in young adults. *Alcoholism* 12, 494–505
- Fisher HE, Aron A, Brown LL (2006) Romantic love: a mammalian brain system for mate choice. *Philos Trans R Soc Lond B Biol Sci*, 361(1476), 2173–2186
- Friedreich IB (1842) *System der gerichtlichen Psychologie*. Verlag von G. Joseph Manz, Regensburg
- Goldenberg G (2007) *Neuropsychologie: Grundlagen, Klinik, Rehabilitation* (4. Aufl. ed.). Elsevier, München, Jena
- Goschke T (2005) Volition und kognitive Kontrolle. In Müsseler Jv, Prinz W (Hrsg.) *Allgemeine Psychologie*. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg, 271–335
- Gottesman II, Gould TD (2003) The endophenotype concept in psychiatry: etymology and strategic intentions. *Am J Psychiatry* 160, 636–645
- Haffke B (1991) Zur Ambivalenz des Paragraph 21 StGB. *Recht und Psychiatrie* 9, 94–108
- Heinroth JCA (1825) *System der psychisch-gerichtlichen Medizin, oder theoretisch-praktische Anweisung zur wissenschaftlichen Erkenntnis und gutachtlichen Darstellung der krankhaften persönlichen Zustände, welche vor Gericht in Betracht kommen*. C. H. F. Hartmann, Leipzig
- Hoffbauer JC (1808) *Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege nach den allgem. Gesichtspunkten der Gesetzgebung, oder die sog. gerichtliche Arzneiwissenschaft nach ihrem psychologischen Teile*. Schimmelpfennig u. Co, Halle
- Holmes J, Thapar A (2004) Genetics and juvenile antisocial behaviour. In Bailey S, Dolan M (Eds.) *Adolescent Forensic Psychiatry*. Arnold, London 87–95,
- Huber G (1974) *Psychiatrie*. Schattauer, Stuttgart, New York
- Janzarik W (2000) Handlungsanalyse und forensische Bewertung seelischer Devianz. *Nervenarzt* 71, 181–187
- Lenckner T (1972) Strafe, Schuld und Schuldfähigkeit. In Göppinger H, Witter H (Hrsg.) *Handbuch der Forensischen Psychiatrie*. Springer, Berlin, Heidelberg, New York, 3–286
- Markowitsch HJ, Siefert W (2007) *Tatort Gehirn*. Campus Verlag, Frankfurt/Main
- Merker B (1999) Naturalistischer Fehlschluss. In Sandkühler HJH (Hrsg.) *Enzyklopädie Philosophie* (Vol. Bd. 1: A–N, pp. 914). Meiner, Hamburg
- Müller JL (2009) Forensische Psychiatrie im Zeitalter der „neuroscience“: Stand und Perspektive neurobiologischer Forschung. *Nervenarzt* 80(3), 241–251
- Nedopil N (1989) Begutachtung als Chance. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 71, 109–114
- Nedopil N (1998) Determinismus und Autonomie – Sichtweisen der Psychiatrie. In Eisenburg J (Hrsg.) *Die Freiheit des Menschen, Zur Frage von Verantwortung und Schuld* (pp. im Druck). Pustet, Regensburg
- Panizza O (1898) *Psychopatia criminalis*. Anleitung um die vom Gericht für notwendig erkannten Geisteskrankheiten psychiatrisch zu eruieren und wissenschaftlich festzustellen. für Ärzte, Laien, Juristen Vormünder, Verwaltungsbeamte, Minister, etc. Zürich: Zitiert aus Müller, J. L. *Der Patient als Psychiater*. Edition Narrenschiff 1999, Bonn.
- Pieper A (1994) *Einführung in die Ethik* (3. Aufl. ed.). Francke, Tübingen, Basel
- Raine A, Brennan P, Mednick SA (1997) Interaction between birth complications and early maternal rejection in predisposing individuals to adult violence: specificity to serious, early onset violence. *Am J Psychiatry* 154, 1265–1271

- Roth G (2007) *Persönlichkeit – Entscheidung – Verhalten*. Klett-Cotta, Stuttgart
- Roxin C (1994) *Strafrecht, allgemeiner Teil Grundlagen, Der Aufbau der Verbrechenslehre* (2. Aufl. ed. Vol. 1). Beck, München
- Rushton JP (1988) Epigenetic rules in moral development: Distal-proximal approaches to altruism and aggression. *Aggressive Behavior* 14, 35–50
- Schreiber H-L, Rosenau H (2009) Rechtliche Grundlagen der psychiatrischen Begutachtung. In Venzlaff U u. Foerster K (Eds.) *Psychiatrische Begutachtung*. 5. Aufl. Elsevier München, Jena, 78–152
- Schreiber H (1986) Juristische Grundlagen der psychiatrischen Beurteilung im Strafverfahren. In Venzlaff U (Hrsg.) *Psychiatrische Begutachtung*. Fischer, Stuttgart, New York
- Svrakic DM, Cloninger CR (2004) Personality disorders. In Sadock BJ, Sadock VA (Eds.) *Kaplan u. Sadock Comprehensive Textbook of Psychiatry* (8 ed., Vol. 2). Lippincott, Williams & Wilkins, Baltimore, London, 2063–2104
- Tost H, Meyer-Lindenberg A, Ruf M, Demirkan T, Grimm O, Henn FA, et al. (2005) Zehn Jahre funktionelle Magnetresonanztomographie in der Schizophrenieforschung. Von der Abbildung einfacher Informationsprozesse zur molekulargenetisch orientierten Bildgebung *Radiologie* 45, 113–123
- Urbaniok F, Hardegger J, Rossegger A, Endras J (2006) Neurobiologischer Determinismus: Fragwürdige Schlussfolgerungen über menschliche Entscheidungsmöglichkeiten und forensische Schuldfähigkeit. *Fortschritte der Neurologie – Psychiatrie* 74, 431–441
- Weizenbaum J, Wendt G (2006) *Wo sind die Inseln der Vernunft im Cyberstrom? Auswege aus der programmierten Gesellschaft*. Herder, Freiburg
- Wessels C, Winterer G (2008) Nikotin und Gehirnentwicklung. *Der Nervenarzt* 79(1), 7–16
- Young S, Chesney S, Sperlinger D, Misch P, Collins P (2009) A qualitative study exploring the life-course experiences of young offenders with symptoms and signs of ADHD who were detained in a residential care setting. *Criminal Behaviour and Mental Health* 19(1), 54–63